

stituierung der sogenannten Ortsbeiräte, ein in Hessen geplanter Versuch, auf subkommunaler Ebene politische Meinungsbildung und Mitspracherecht zu ermöglichen.

4.2 Inhaltliche Schwerpunkte

4.21 *Durchsetzung einer funktionalen Mischstruktur* (Neben- und Ineinander von Arbeitsstätten und Wohn- und Lebenssphäre) unter besonderer Berücksichtigung der *sozialen Mischung*, damit ein standortbegünstigter, dünkelerzeugender Schichtenabschluß vermieden wird. Es kann nicht Sinn einer neuen Stadtgestaltung sein, daß neben Bürohochhäusern renditeträchtige hochgeschossige Luxuswohnhäuser erwachsen (Sanierung!?), die einer privilegierten Schicht vorbehalten sind. Die noch im Westend wohnende Bevölkerung darf nicht anstatt dem Bürobau dem Luxuswohnbau zum Opfer fallen (also architektonische Mischstruktur – Denkmalspflege).

4.22 *Positives Miteinander von Deutschen und Ausländern* in einem vorurteilsfreien Klima der gegenseitigen Achtung. Im Konkreten bedeutet dies: Interessensvertretung ausländischer Mitbürger; Beseitigung aller menschenunwürdigen Unterkünfte; Maßnahmen gegen Verslumung; Sorge für gleiche Bildungschancen der ausländischen Schüler (Stütz- und Nachhilfeunterricht); Integration der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen in die vorhandenen Gruppierungen, bei Wahrung einer gewissen Selbständigkeit ihren eigenen Kulturkreis betreffend; Aktivierung der ausländischen Missionen und Konsulate.

4.23 Abbau des stark angewachsenen Antisemitismus

Da ein Teil der Neuankäufer jüdische Geschäftsleute sind, haben die – auch von der jüdischen Gemeinde kritisch betrachteten – Spekulationskäufe einseitig antisemitische Äußerungen in der Bevölkerung hervorgeufen. Von der christlichen Gemeinde ist ein Dienst der Versöhnung gefordert. Derzeit wird geprüft, wie christliche und jüdische Vertreter der Gemeinden zu einem Gespräch zusammengeführt werden können.

4.24 *Stiftung von Zentren der Begegnung* Bau eines internationalen Kindergartens (St.-Antonius-Gemeinde) und eines Altenwohnheims (Matthäusgemeinde).

5. *Hinführung des Menschen zum endzeitlichen Heil* (transzendentes Ziel der Gemeinde)

Dieses Ziel ist die Endstufe in der aufgezeigten Zielhierarchie. Im Gegensatz zu den vorangehenden Zielen ist seine Erreichung nicht kontrollierbar. Was in der Gemeinde in Verkündigung, Gottesdienst und Diakonie geschieht, ist stufenmäßig auf dieses Ziel ausgerichtet.

Wenn in den vorausgegangenen Ausführungen vom Thema her meist von der Diakonie die Rede war, dann ist selbstverständlich vorausgesetzt, daß Verkündigung und Gottesdienst die soziale Problematik einschließen müssen, wenn sie nicht an den Menschen vorbeigehen wollen.

Gleichfalls muß die Diakonie bei aller Perfektion im Auge behalten, aus welchen Impulsen heraus sie tätig wird, aus dem Evangelium Jesu Christi, und zu welchem Ziel sie die Menschen führen will, zur Vollendung in Gott.

Werenfried Wessel

„Wer mitmacht erlebt Gemeinde“

Zwischenbilanz der Franziskus-Gemeinde Dortmund-Scharnhorst

Fünf Jahre sind eine lange – aber in der Geschichte einer Gemeinde wiederum eine recht kurze Zeit. Wie kann in einer am Reißbrett entworfenen, über Nacht aus dem Boden wachsenden Satellitenstadt eine christliche Gemeinde entstehen? Vor diesem Problem stand ein Team von vier Franziskanern, das neben ihrem (bis heute) überregionalen Auftrag in der Jugendpastoral mit der Leitung einer Gemeinde betraut wurde, die noch gar nicht existierte. Wie fing man im Frühjahr 1968 an? Was ist seitdem geworden?*

* In Form eines Buches legt die Franziskus-Gemeinde in Dortmund-Scharnhorst eine „Zwischenbilanz“ vor, in der sie mit den ersten pastoralen Schritten beginnend ihr Gemeindeverständnis und ihr Seelsorgekonzept vorlegt: *Wer mitmacht erlebt Gemeinde*, hrsg. vom Team der Franziskanerpatres Petrus Gorges, Reinhard Kellerhof, Klemens Weber, Werenfried Wessel, Limburg 1973.

Kontakt ist alles

Das Hauptproblem aller Trabantenstädte sind Anonymität und Isolation. Zwischenmenschliche Beziehungen müssen völlig neu gesucht und mühsam aufgebaut werden. So kann die Devise nur lauten: Kommunikation auf jede Weise. Das bedeutete: Begrüßungsschreiben an die Neuzugezogenen, Hausbesuch, treppauf, treppab, Gottesdienste in Schulräumen (der erste am Ostersonntag 1968 zählte ganze 8 Besucher!), Stadtranderholung für Heerscharen von Kindern, Möbeltransporte, Babysitten, Ärztevermitteln, sozialkritische Funktionen (in Form von Leserbriefen u. ä.), Kontakte mit Fürsorgeämtern, Siedlungsgesellschaften, Postbehörden, Kommunalverwaltung, Regierungsinstanzen. Die Anfangssituation war davon geprägt, daß alle Aktivitäten ohne eigene Räumlichkeiten stattfinden mußten. Bis heute besitzt die Gemeinde nur einen Mehrzweckpavillon; das Gemeindezentrum ist im Bau. Das verwirrte viele. Denn wenn man „Kirche“ denkt, orientiert man sich spontan (noch) an Türen. Man traf und trifft sich in Wohnzimmern. Hausgemeinden in Form von Familienkreisen entstanden. Wichtig ist, daß das Ganze im Blickfeld bleibt und keine abgekapselten Zirkel entstehen.

Der Pastorationsplan

Aus der Situation heraus erwuchs die Erkenntnis: Heilsdienst verlangt heute Planung. Die „Zwischenbilanz“ zeigt, daß es sich lohnt, ein tief verwurzelt kirchliches Mißtrauen gegen empirische Wissenschaften aufzugeben und ihre Analysen sowie die wesentlichen Postulate des Evangeliums zur Grundlage des Gemeindekonzeptes zu machen. So wurde das Institut für Kommunikationsforschung (IFK), Würzburg – das den Forschungsauftrag aus seinen Fördermitteln mitfinanzierte –, mit einer demoskopischen Repräsentativbefragung auf wissenschaftlicher Basis betraut. Das Entscheidende: Die Fakten wurden nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch in einen Seelsorgeplan verarbeitet, der die Leitlinien der zukünftigen Arbeit bestimmt. Worte wie „Konzept“ oder „Modell“ sollten keine Abwehrmechanismen auslösen. Sie sind nicht als statische Größen zu verstehen und beanspruchen auch keine

letzte Gültigkeit im Sinne des „Steines der Weisen“. Sie wollen dynamisch gehandhabt werden und deuten planerisches Bemühen an sowie den Versuch, Ziele und Teilziele zu stecken. Denn „wer nicht weiß, wohin er will, darf sich nicht wundern, wenn er da ankommt, wohin er nicht will“ (Mao Tse-tung). Ohne konzeptionelles Denken, detaillierte Einzelbesprechungen und ständige Erfolgskontrollen wird jede Gemeindeleitung heute im Wust des zufällig Anfallenden ersticken. Das Tagesprogramm wird vom Posteingang diktiert; ein Reagieren statt Agieren.

IKD = Information – Kommunikation – Dienste

Das sind die drei „Säulen“ im Konzept der Franziskus-Gemeinde.

Sachliche, aber gezielte Informationsarbeit ist weithin noch ein Stiefkind der Gemeindearbeit. Man tut zwar manches, spricht aber nicht davon. Eine falsch verstandene „christliche Demut“ formuliert Ausdrücke wie „nichts an die große Glocke hängen“, „in der Stille arbeiten“, „nicht auffallen“. Jeder sollte sich dies als persönliche Grundhaltung zu eigen machen. Die Gemeinde hat aber gleichzeitig die Pflicht zur Information. Ein unmotiviertes Schweigen und Abwarten, wie die Dinge laufen, bedeutet ein Sichdrücken vor der Öffentlichkeit und ihren Erwartungen. Wie soll sich jemand mit den Zielen der Gemeinde identifizieren, wenn nicht sachlich, aktuell, umfassend und verständlich informiert wird?

Die Franziskus-Gemeinde schuf sich eigene Informationsträger, so z. B. einen wöchentlich erscheinenden achtseitigen Gemeindebrief, den sie „Kontakte“ nennt, einen umfangreicheren Quartalsbrief, der durch Mitglieder der Kontaktgruppe allen nominellen Katholiken persönlich überreicht wird, sowie eine Kinderzeitschrift „Lucki-Lucki“. Genau so wichtig sind die verschiedenen Tageszeitungen, die Kirchenpresse oder die Stadtteil-Zeitschrift „Scharnhorst aktuell“. Doch Information bedarf der Ergänzung.

„Ich habe niemanden...“

Das ist die Klage vieler. Wenn die in den Gottesdiensten gebrauchte Formel von den „Brüdern und Schwestern“ keine Lüge sein

soll, müssen Initiativen ergriffen werden. Die Kommunikationsform des Gottesdienstes geht selten über die eines Theaterpublikums hinaus, das sich dasselbe Stück ansieht. Man sitzt in derselben Bank, empfängt gemeinsam die Eucharistie und doch – „jeder ißt sein eigen Brot“. Die Beziehungen bleiben gleichsam rein „übernatürlicher Art“. Doch diese Erfahrung von Gemeinde genügt den meisten nicht mehr.

Gemeinde ist Kontaktnahme. Menschen – erst recht distanzierter lebende – wollen angesprochen sein. Die Fülle der möglichen Chancen würde erst die Verdeutlichung bringen: der Hausbesuch (durch Priester und Gemeinemitglieder der sogen. „Kontaktgruppe“), die Gründung von Familienkreisen, Feste und Feiern („Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“), der Gottesdienst (persönliche Begrüßung und Verabschiedung, Stehkonvent mit einem Glas Wein), das (zukünftige) Gemeindezentrum als ständiges Treffpunktzentrum...

Wichtig – diese Erfahrung wurde häufig gemacht und reflektiert – ist die Balance zwischen spontaner, gewinnender Direktheit und sektenhafter Penetranz.

Die Dienste der Gemeinde

Niemand kann heute ein allgemeines, tief-sitzendes Mißtrauen gegenüber „Kirche“ übersehen. Man hat den Eindruck: Das Image der Kirche kann kaum schlechter sein. Das Heer der sogen. „Fernstehenden“ – wer steht eigentlich wem fern? – und der innerlich längst Emigrierten weist zugleich die vom Alter, Charakter und Können her Dynamischen auf. Gelingt es der Gemeinde, durch die Skala der angebotenen Dienste und der Art und Weise ihrer Durchführung gerade bei diesen ein Aha-Erlebnis, neue Glaubwürdigkeit und neues Interesse zu provozieren? Oder bleibt sie nur im innerkirchlich-liturgischen (und damit für viele unzugänglichen) Sektor? Entdeckt sie z. B. „Lebenshilfe“ als Postulat des Evangeliums, auch wenn nicht alles sofort ein frommes Etikett trägt? In Dortmund-Scharnhorst bedeutet das: Kinder- und Jugendarbeit (durchgeführt von 20 jungen Männern und Frauen zwischen 19 und 30 Jahren), Behindertenhilfe, politisches Engagement, Sozialberatung, Familienpflege, am-

bulante Krankenpflege, Geburtstagsdienst, Feste jeglicher Art, Verkehrserziehung, Mini-clubs (für Kleinkinder, Aktivierung der Alten usw.).

Wer soll das alles tun? Nicht die Priester. Die „Zwischenbilanz“ weist ihnen den Dienst des „animateurs“ zu: inspirieren, motivieren, in Gang bringen, versöhnen, wo Konflikte auftauchen. Die Mitarbeitergewinnung und Mitarbeiterschulung war mit die wichtigste Aufgabe von Anfang an und wird es bleiben. Wer vor dem Mitarbeiterproblem kapituliert, kapituliert vor dem Auftrag der Gemeinde. Dabei sollen das Team der Priester, die Gemeindeassistentin, Krankenschwester, Familienpflegerin und Sekretärin in ihren zwischenmenschlichen Beziehungen Orientierungsgruppe für die anderen sein. Eine Gemeinde, die zwar jahrelang einen liturgischen Service beansprucht, aus einer „frommen“ Konsumentenhaltung aber nicht durchstößt zum Engagement, stellt allenfalls die juristische Größe einer „Pfarrei“ dar, verdient aber keinesfalls das theologische Prädikat „Gemeinde“.

Ein Idealfall:

Die ideale Gemeinde gibt es nicht. Überall gibt es dagegen eine Kette von Mißverständnissen und Mißerfolgen. Das Moment der „Vergeblichkeit“ kann aber unter dem Aspekt „Das hatten wir uns anders vorgestellt“ kritisch betrachtet und systematisiert werden. Die von Glaubenserfahrung und Glaubenspraxis weithin unberührte „Steinwüste“, die eine Primärevangalisation erfordert und damit ziemlich sicher die Normal-situation signalisiert, liefert genug Negative-erfahrungen.

Trotzdem vertraut man in Dortmund-Scharnhorst einem realistischen Optimismus. Im „charismatischen Schwung der Gemeinde“ sieht man eine wesentliche Ergänzung zur pastoralen Planung. Er umschreibt eine theologische Grundausrichtung, das Fluidum und den geistlichen Hintergrund, aus dem ihre Aktion erwächst. Der Inhalt ist wesentlich, aber vielleicht zu schillernd, als daß man ihn leicht definieren könnte: Das Moment der Freude gehört dazu; die Berufung attraktiv leben; dialogisch leben; Gemeinschaft ermöglichen und anbieten; nicht alles fest-

legen wollen; mit Risiken leben; Neues wagen und ausprobieren, ohne geschichtslos zu denken; im Vorläufigen lebend, in der Begrenzung, aber um eine Zukunft wissend, die die jetzige Gestalt der Gemeinde wesentlich überschreitet.

Hubert Batka - Gertrud Piesch

Personalgemeinde und „Service-Station“

I. Erfahrung des Gemeindeleiters

Die Seelsorgestation „St. Johannes der Täufer“ in Wien (V. Bezirk) wurde am 1. Oktober 1965 eröffnet. Da es in diesem Bezirk innerhalb des Gürtels kaum eine nennenswerte Neubautätigkeit gibt, war von Anfang an der Bedarf nach einer neuen Kirche sehr fraglich. Sollte diese Kirche nicht in Kürze das Image einer Kapelle für Gelegenheitsbesucher bekommen, mußte man sich zum Ziel setzen, eine Seelsorgestation im Sinne einer Personalgemeinde und einer „Service-Station“ im Dienst am Menschen zu bauen.

Das „Gemeindezentrum“ besteht aus einer Parterrewohnung in einem großen Wohnblock (zwei Räume für den Kindergarten, Pfarrkanzlei, Besprechungszimmer und Küche; der Gemeindeleiter wohnt nicht hier) und einem großen Kellerraum (10 x 20 m), in dem bis zu 500 Personen Platz finden. Die etwa 700 Gemeindemitglieder kommen aus allen Teilen der Stadt.

Nach bald achtjährigem Bestand stellt sich diese „Seelsorgestation“ nun so dar:

1. *Wochenendgemeinde und Freiwilligkeit der Mitarbeiter*

Eine solche Personalgemeinde kann nur dann existieren, wenn jeder eine – wenn auch nur nebenberufliche und unbezahlte – Funktion in dieser Gemeinde übernimmt. Selbst der Gemeindeleiter übt seine Funktion nur nebenberuflich aus; seine hauptberufliche Tätigkeit liegt in der Schule. Eine kon-

zentrierte Arbeit ist daher nur am Wochenende möglich – ausgenommen ein Kinder-nachmittag, auf den alle Kinderstunden zusammengesogen wurden.

2. *Zeitgemäße Gestaltung von Gottesdienst und Predigt*

Die drei Gottesdienste (am Sonntag 8,30, 10 und 19 Uhr; Samstag-Abendmessen gibt es nur in den umliegenden Pfarreien) sind nüchtern gestaltet. In dem am meisten besuchten Gottesdienst (um 10 Uhr) werden meistens moderne Lieder verwendet und gelegentlich auch audio-visuelle Mittel zu Hilfe genommen. Da es in einer Großstadt unmöglich ist, Sonntag für Sonntag eine gut spielende Band organisieren zu können, werden öfters auch fachlich einwandfreie Musikaufnahmen abgespielt. Besondere Beachtung wird der Predigt geschenkt, die ja bekanntlich weithin der schwächste Punkt der Gottesdienste ist. Daher werden vor allem lebensnahe Themen behandelt; das in der Predigt gestellte Thema wird nach Möglichkeit während der ganzen Messe durchgehalten. Durch Dialog, Diskussion und Laienpredigten wird versucht, die Eintönigkeit der „Pfarrerpredigt“ zu vermeiden.

3. *Zeichen der Mitmenschlichkeit*

Der für eine Kirche nicht allzu große Raum, die Begrüßung und Verabschiedung vor und nach dem Gottesdienst, die Ungezwungenheit der Teilnehmer – einschließlich der Kinder – erzeugen eine familiäre Atmosphäre. Kleine Geschenke und besondere Raumgestaltung zu verschiedenen Festtagen und festlichen Anlässen (Nikolaus, Weihnachten, Ostern, „Muttertagssträußchen“, Jahresschluß) verstärken diesen Eindruck.

Aus der Situation der Gemeindemitglieder ergab sich die Einführung einer Lernnachhilfe (unentgeltlich erteilt von Lehrpersonen der verschiedenen Schulgattungen) und vor allem eines Kindergartens mit 25 Plätzen.

Jeden Sommer findet ein Familiencamp in Lido di Pomposa statt (für 1973: 210 Anmeldungen). Dabei übernimmt diese Gruppe regelmäßig die Gestaltung eines Gottesdienstes für den gesamten Campingplatz (mit rhythmischer Messe). Außerdem wird ein